

Antisemitismus und Protestantismus

Impulse zur Selbstreflexion



Die Evangelischen
Akademien
in Deutschland

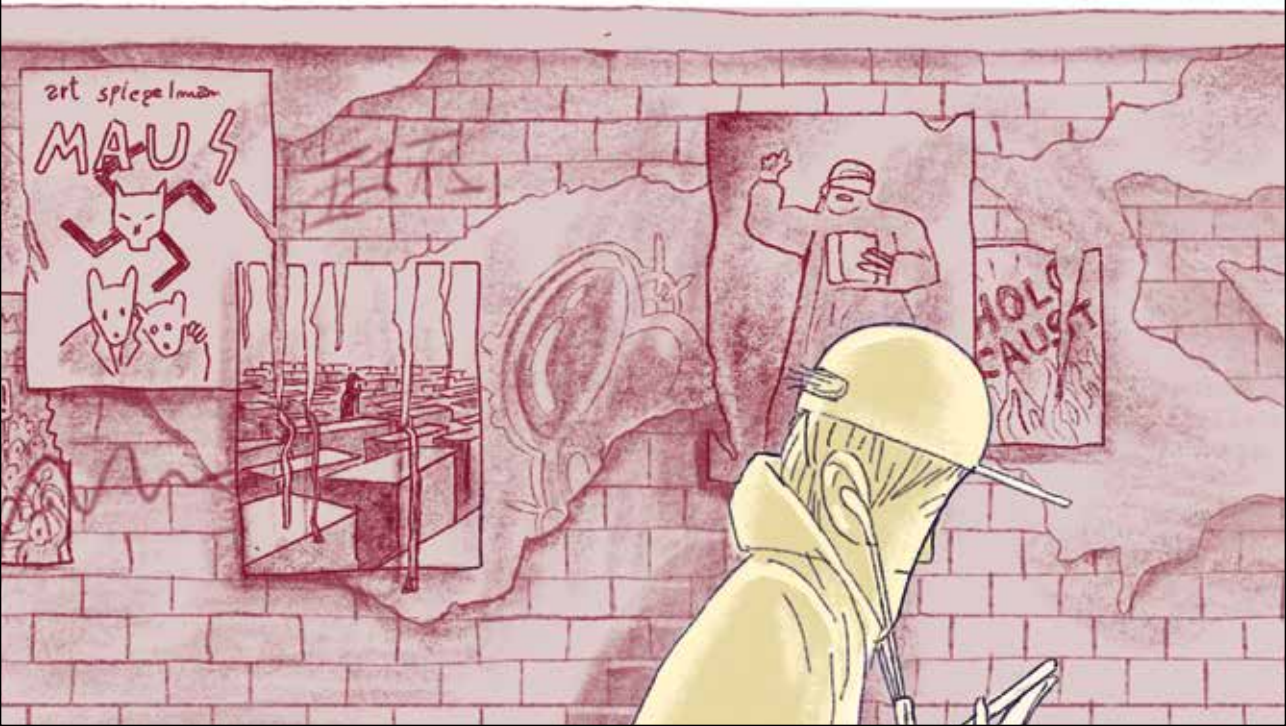


„Wenn unsere Studierenden auf dem Antisemitismus-Auge blind sind, dann ist für Schule und Gemeinde schon viel verloren“, seufzte am ersten Abend beim gemeinsamen Bier einer der beteiligten Professoren. Der Verlauf der Tagung zeigte jedoch: Wenn Studierende für die Antisemitismus-Frage sensibel werden, dann ist wahrscheinlich für ihre spätere Tätigkeit viel gewonnen. Die Erkenntnis, dass Antisemitismus kein Problem der Anderen ist, sondern im eigenen Lebens- und Arbeitskontext seinen Ort hat, ist ein erster großer und wichtiger Schritt.

Sachbericht zur Tagung „Christusglaube – Judenhass“
Evangelische Akademie Villigst, Februar 2018



Wir haben in Deutschland ein Problem mit Antisemitismus. Jede als jüdisch erkennbare Einrichtung muss von der Polizei bewacht werden. Jüdische Friedhöfe werden geschändet, Stolpersteine ausgehebelt und zerstört. Es gibt tätliche und verbale Angriffe gegen Jüdinnen und Juden in aller Öffentlichkeit, es gibt Israel dämonisierende Transparente und Sprechchöre auf Demonstrationen. Antisemitismus äußert sich aber nicht nur in strafbaren Handlungen. Antisemitismus ist nicht nur fester Bestandteil der Überzeugungen und Ideologie der extremen Rechten; ebenso wenig ist Antisemitismus nur ein von Muslim*innen aus dem Nahen Osten „importiertes“ Problem. Antisemitismus äußert sich auch in Bildern und Sprache seriöser Medien, in Schulbüchern und Sonntagsreden, an Stammtischen und mitunter auch in evangelischen Akademien. Dabei will niemand Antisemit*in sein oder so genannt werden. Das Beharren auf dem angeblich Schädlichen der Juden und Israels paart sich paradox mit einer zur Schau gestellten Distanzierung von Antisemitismus.



Warum die Auseinandersetzung mit Antisemitismus auch und gerade im evangelischen Bereich notwendig ist

Für die christliche Theologie ist die Bearbeitung des Antisemitismus von zentraler Bedeutung, um zu reflektieren, wie christliche Identität ohne Abwertung des Judentums gefasst werden kann, um Ambivalenzen der eigenen Religion zu erkennen und zu akzeptieren und um eigene Gewalttraditionen aufzuarbeiten.

Seit dem Stuttgarter Schuldbekenntnis der evangelischen Kirche vom Oktober 1945 hat es mehrfach kirchliche Einsprüche und Interventionen gegen Antisemitismus gegeben. Der christlich-jüdische Dialog hat beachtliche Lernprozesse angestoßen und zur Durchsetzung fundamentaler Einsichten geführt: Die bleibende Erwählung Israels, die Korrektur der antijüdischen Verzerrungen des Gesetzes, der Pharisäer, des Judas, des „Alten Testaments“ haben sich in der Spitze der Kirchen seit der Erklärung von Weißensee von 1950, den Zeiten des Vaticanum II und dem Rheinischen Synodalbeschluss von 1980 durchgesetzt. Vom Rat und der Synode der EKD sowie auf Leitungsebene der Landeskirchen wird Antisemitismus verurteilt. Offene Fragen aber bleiben zuhauf, weil in die Grundlagen des christlichen Selbstverständnisses die Herkunft und die Trennung vom rabbinischen Judentum eingelassen sind. Das gilt für das Verständnis des Messias ebenso wie für das Verständnis der Thora und die Rechtfertigungslehre.

Hinzu kommt, dass Kirchenmitglieder und protestantisch geprägte Menschen insgesamt nicht weniger antisemitisch eingestellt sind als der Bevölkerungsdurchschnitt. Das zeigen repräsentative Befragungen der letzten Jahre immer wieder. „Auch wenn detaillierte Studien zur Verbreitung des Antisemitismus unter Christ*innen fehlen, muss aus den vorliegenden Untersuchungen geschlossen werden, dass der programmatische Anspruch der evangelischen Kirchen, die eigene antisemitische Tradition in einem Prozess der selbstkritischen Auseinandersetzung überwunden zu haben, von einem relevanten Teil ihrer Mitglieder nicht mitgetragen wird“, ¹ resümiert der

¹Albert Scherr, „Verbreitung von Stereotypen über Juden und antisemitische Vorurteile in der evangelischen Kirche“, Freiburg i. Br. 2011, veröffentlicht unter: https://bagkr.de/wp-content/uploads/2018/07/scherr_AS-in-der-ev-Kirche.pdf

Soziologe Albert Scherr 2011. Sowohl bei Pfarrer*innen wie in den Gemeinden selbst kommen antisemitische Einstellungen in verschiedenen Facetten vor. Das aber liegt nicht allein an einem Vermittlungsproblem von „oben“ nach „unten“. Vielmehr ist es noch kaum gelungen, die Bilder der christlichen Judenfeindschaft tiefgreifend aufzulösen. Das Schuldeingeständnis für das Versagen der evangelischen Kirche im Nationalsozialismus und die Verantwortungsübernahme für die Verfolgung der Juden hat in der Kirche wie gesamtgesellschaftlich zu einer engen Kopplung von Antisemitismus und Holocaust geführt, so dass als Antisemitismus nur noch seine extreme nationalsozialistische Ausprägung in den Blick gerät. Dadurch haben sich kirchliche (Bildungs-)Träger bislang sowohl mit latenten als auch mit aktualisierten Formen des Antisemitismus zu wenig auseinandergesetzt. Darüber hinaus ist das christliche Schuldbekenntnis zu sehr auf religiöse Anteile hin verstanden worden. Es ist unabdingbar, traditionell christliche antijüdische Stereotype zu identifizieren und sich von ihnen abzugrenzen; damit wird aber nur ein Teil der theologisch fundamentalen Fragen christlicher Identität in Abgrenzung zum Judentum erfasst. Die gesellschaftsgeschichtliche Bedeutung des Protestantismus für die Formierung des modernen säkularen Antisemitismus bleibt unterbelichtet.

Christliches und Säkulares hängen zusammen

Fast spiegelbildlich dazu spielen in der Antisemitismusforschung Theologie und Kirchengeschichte kaum eine Rolle. Unterschieden wird hier zwischen christlichem Antijudaismus und säkular-modernem Antisemitismus. Zwar hat es in der Forschung immer wieder Anläufe gegeben, den religiösen Gehalt im säkularen Antisemitismus zu rekonstruieren; als zwingende Fragestellung hat sich dies allerdings nicht durchgesetzt. Auch die meisten Bildungskonzepte befassen sich wenig mit den christlichen Bestandteilen des modernen und aktuellen Antisemitismus. Sie erwähnen die christliche Judenfeindschaft eher als Vorgeschichte, als würden die christlichen Wurzeln nicht Früchte im säkularen Gewand des modernen Antisemitismus hervorbringen. Beiden gemeinsam z. B. ist, die Juden als das auserwählte, ganz besondere Volk von allen anderen Völkern abzuheben und ihnen eine fundamental negative Rolle zuzuschreiben: Die Juden sind der Antagonist schlechthin.

Im 20. Jahrhundert haben Horkheimer und Adorno diesen Zusammenhang deutlich zum Ausdruck gebracht. „Schwerlich aber ist die religiöse Feindschaft, die für zweitausend Jahre zur Judenverfolgung antrieb, ganz erloschen. Eher bezeugt der Eifer, mit dem der Antisemitismus seine religiöse Tradition verleugnet, dass sie ihm insgeheim nicht weniger tief innewohnt als dem Glaubenseifer früher einmal die profane Idiosynkrasie. Religion ward als Kulturgut eingegliedert, nicht aufgehoben.“²

So bedeutete die Unterscheidung zwischen Altem und Neuem Testament über Jahrhunderte, die hebräische Bibel abzuwerten und antijüdisch zu lesen. Eine weithin konstitutive Lesart für das christliche Selbstverständnis war, das Alte Testament als bloßen Vorlauf zum Christentum hin zu deuten, so dass der jüdischen Religion ihre Daseinsberechtigung abgesprochen wurde. Durch das Neue Testament sei das Judentum überwunden und, so zum Beispiel der Hofprediger des Kaisers, Adolf Stoecker, in einer seiner zahlreichen antisemitischen Reden, zu einer „abgestorbenen Religionsform“ geworden.³

Endemisch sind auch antisemitische Einlassungen, die sich mit vermeintlichen Belegen aus dem Alten Testament (oder genereller: aus jüdischen Schriften) zu belegen trachten. Hitler zum Beispiel sah die Bibel als Argument für Antisemitismus und behauptete, dass „kein Antisemit ein fürchterlicheres Anklagewerk hätte schreiben können gegen die jüdische Rasse“, und merkte aber in seiner Rede im gleichen Atemzug an, dass er damit nicht behaupten wolle, „daß alles, was drinnen steht, unbedingt richtig ist; denn wir wissen, daß das Judentum sehr freizügig daran gearbeitet hat“.⁴ Deshalb gab es auch immer wieder Versuche, die Bibel (und Jesus) zu „arisieren“, um das Christentum von vermeintlich jüdischer Verunreinigung zu befreien. Oder man forderte, das Alte Testament gleich ganz aus der Bibel zu entfernen.

Bis heute und weit in säkulare Diskurse hinein bleibt es offensichtlich attraktiv, das Judentum als alte, veraltete, atavistische Religion abzuwehren. Erkennbar wird das an bestimmten Zügen der „Beschneidungsdebatte“ oder an der notorisch falsch ge-

² Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, Elemente des Antisemitismus. Grenzen der Aufklärung, in: Dies., Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente (1944), Frankfurt a. M. 1998, S. 177-217, hier S. 185.

³ Adolf Stoecker, Das moderne Judentum in Deutschland, besonders in Berlin. Zwei Reden in der christlich-socialen Arbeiterpartei, 2. Aufl., Berlin 1880, S. 6.

⁴ Adolf Hitler, Warum sind wir Antisemiten? Rede auf einer NSDAP-Versammlung (1920), in: Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924, hrsg. von Eberhard Jäckel/Axel Kuhn, Stuttgart 1980, S. 184-204, hier S. 187f.

brauchten Redewendung „Auge um Auge, Zahn um Zahn“: Tatsächlich handelt es sich um einen fortschrittlichen jüdischen Rechtssatz, der zur Eindämmung von seinerzeit üblichen Eskalationen wechselseitiger Racheakten beitrug und zum Schadensersatz durch den Täter auffordert („... dann musst Du geben ... Auge für Auge, Zahn für Zahn“). Bis heute wird dieser Rechtssatz missbraucht als Beleg für die „ewige Rache“ der Juden, die sich derzeit zum Beispiel im Vorgehen gegen Palästinenser*innen austobe.

Mit der Unterscheidung zwischen Altem und Neuem Testament wurde oft das christliche Selbstverständnis verbunden, die einzig wahre und universale Religion zu sein. Denn das Christentum folge nicht bloß auf das Judentum, sondern habe dieses überwunden. Die jüdische Herkunftsreligion erscheint in diesem christlichen Licht als überholte, partikuläre Vorform. Der damit aufgemachte Gegensatz von Universalismus und Partikularismus weist dem Judentum die Hybris zu, sich zu Unrecht (weiterhin) als das auserwählte Volk zu verstehen, woraus das Stereotyp der typisch jüdischen Arroganz, Überheblichkeit und Exklusivität resultierte. Dieses antijüdische Gegenbild sichert dem Christentum die Gewissheit, das einzige, universale Volk Gottes zu sein. Und auch wenn diese antijüdische Interpretation nicht geteilt wird, bleibt die grundlegende Frage: Wie kann sich das Christentum vom Judentum unterscheiden, ohne dass der Unterschied zu Feindseligkeit Anlass bietet? Und welche Konsequenzen müssten aus dieser akzeptierenden Unterscheidung für den universalistischen Anspruch gezogen werden?

Ein letztes Beispiel mag genügen, um die theologische, oft aber weit ins Säkulare reichende Bedeutung der Konstruktion des christlichen Wir gegen ein jüdisches Anderes zu unterstreichen. Die Unterscheidung von Gesetz und Rechtfertigung durch Gnade liegt im Zentrum protestantischer Theologie: Nicht die Befolgung der Gesetze, nicht die guten Werke als solche, sondern allein die Gnade Gottes kann den Menschen rechtfertigen, ihn seiner Sündhaftigkeit entheben. Es bedarf allein des Glaubens an diese gnädige Errettung, die im Kreuzestod und der Auferstehung Jesu vorweg genommen ist. Auch dieses Zentrum protestantischen Glaubens sichert sich explizit durch antijüdische Gegenkonstruktionen: das Judentum als vermeintliche Gesetzesreligion, die Juden als Leugner eines Messias, der nicht ein (jüdisches) Königreich begründet, sondern sich dem Heil der Menschheit opfert.



„Eine deutsche Religion“

Viele dieser christlichen Deutungsmuster sind in das allgemeine und (wenigstens oberflächlich) säkulare Kulturgut übergegangen. Insofern wirken christliche Elemente, als solche meist unerkannt, weiter. Aber diese Perspektive allein genügt nicht für eine protestantische Selbstreflexion. Sie ist nur eine, aber nicht die einzig notwendige Dimension. Der Protestantismus war durch die gesamte Neuzeit hindurch maßgeblich mit daran beteiligt, die Grundstrukturen der modernen Gesellschaft herauszubilden. Der Protestantismus hat sich dabei zunächst als landesherrliche, dann als nationale Kirche gegen das „welsche, universalistische Rom“ organisiert und als nationale Religion verstanden. Die Etablierung des Nationalismus im 19. Jahrhundert als die entscheidende Ideologie der Herausbildung der modernen, nationalstaatlichen Ordnung der (westlichen) Welt ist gerade in Deutschland ohne den Protestantismus nicht zu verstehen. „Protestantisch-preußisch-deutsch“ verschmolz zu einem deutschen Selbstbild. Die entscheidende Trägergruppe dieses Transformationsprozesses war das protestantische Bürgertum, das in Preußen und im deutschen Kaiserreich auch die weit überwiegende Zahl der Vordenker des säkular werdenden Antisemitismus stellte. Sie dachten die „deutsche Nation“ als protestantische, mithin als Nation ohne Juden. Grundlage der Nation wurde ein säkularer, nämlich ethnischer Volksbegriff, womit die Juden, ganz in der Tradition bislang christlich legitimierter Ausschließung, gerade nicht zur Nation gehören konnten. „Unsere“ Wurzeln, Geschichte, Sprache, Traditionen waren nun urgermanisch, durch das Christentum veredelt, durch Luther erneuert, aber gewiss nicht hebräisch und semitisch. Es handelte sich, liest man die protestantisch-deutschen Quellen, geradezu um eine Konstruktion der deutschen Nation gegen die Juden. Die Evidenz des Deutschen lag darin, das Gegenteil von jüdisch zu sein.

Im Ergebnis war weniger die Nation protestantisch, eher war umgekehrt der Protestantismus zu einer urdeutschen Sache geworden: Nur „uns Deutschen“ konnte eine solche Höchstleistung wie der Protestantismus gelingen. Luther sei „Blut von unserem Blute. Aus den tiefen Augen dieses urwüchsigen deutschen Bauernsohnes blitzte der alte Heldenmut der Germanen, der die Welt nicht flieht, sondern sie zu beherrschen sucht durch die Macht des sittlichen Willens.“⁵ Deutsch, germanisch, Herrschaft, Sitte,

⁵ Heinrich von Treitschke in seiner Festrede „Luther und die deutsche Nation“ zum 400. Geburtstag Luthers, in: Ders., Aufsätze, Reden und Briefe, Meersburg 1929, S. 246f.

Wille – Luther vereint in den Augen Heinrich von Treitschkes Abstammung, Moral und Politik gegen die fremde Papstkirche, ihr römisches Recht, ihren römischen Kaiser – und gegen die Juden. Denn diese seien „unser Unglück“, wie derselbe Treitschke stellvertretend für das gebildete protestantische Bürgertum formulierte.

Zwei Generationen später prangte dieses Zitat des hoch angesehenen Professors – „Die Juden sind unser Unglück“ – auf der Titelseite jeder Ausgabe des nationalsozialistischen Hetzblattes „Der Stürmer“. Im Hinblick auf die Verantwortung des Protestantismus für den Antisemitismus ist insofern nicht die Frage zentral, ob Luther für Hitler verantwortlich ist. Vielmehr ist zu fragen, welche Fundamente protestantischer Weltdeutung und Identität dazu geführt haben, dass der Protestantismus zum tragenden Milieu des modern werdenden Antisemitismus im 19. Jahrhundert werden konnte. Die Unterscheidung zwischen religiös und säkular ist also für das Verstehen von Antisemitismus grundsätzlich unzureichend. Eine protestantische Selbstreflexion muss einerseits die Theologie des Protestantismus, andererseits seine sozialgeschichtliche Bedeutung einbeziehen. Das heißt im Kern: Protestantische Selbstreflexion bezieht sich auf die Jahrhunderte der christlichen wie der deutsch-nationalen Formierung eines „Wir“ gegen die Juden. Letzteres aber wird bislang in den kirchenoffiziellen Analysen des protestantischen Antisemitismus und Stellungnahmen gegen Judenfeindschaft sehr unzureichend wahrgenommen.⁶

⁶ Siehe die Stellungnahme des wissenschaftlichen Beirates für das Reformationsjubiläum 2017 „Die Reformation und die Juden. Eine Orientierung“: https://www.luther2017.de/fileadmin/luther2017/material/Grundlagen/lutherdekade_reformation_und_die_juden.pdf. Zur Kritik siehe Klaus Holz, Luthers Abweg: <https://www.zeit.de/2016/49/reformation-martin-luther-kirche-antisemitismus>

Eigene Blockaden

Mit dem Arbeitsschwerpunkt „Antisemitismus und Protestantismus“ haben wir eine solche protestantische Selbstreflexion angeregt und uns auf einen entsprechenden Lernweg begeben. Bei der Mitgliederversammlung der Evangelischen Akademien in Deutschland wurde das Vorhaben im Oktober 2015 vorgestellt und allgemein wohlwollend und positiv aufgenommen. Gleichwohl tauchte die Frage auf, ob das Projekt angesichts der gegenwärtigen Entwicklungen nicht auf Fragen des Anti-Islamismus, des Zuwanderungsdiskurses und des steigenden Rechtsextremismus ausgeweitet werden müsste. In diesem Zweifel war zu hören: Antisemitismus ist doch kein Problem der Evangelischen Akademien und ihres Publikums. Antisemitismus wird zwar als wichtiges, aber eher abstraktes, irgendwo außerhalb existierendes Thema gesehen.



Zweifelnde Fragen nach der Relevanz des Antisemitismus in unseren Kontexten wurden auch in den Veranstaltungen in verschiedenen Varianten immer wieder geäußert, und zwar immer dann, wenn es darum ging darüber nachzudenken, wo einem Antisemitismus begegnet. Fast immer war die erste Einschätzung: „Antisemitismus? Dazu fällt mir aus meinem Nahraum nichts und niemand ein.“

Woran liegt das? An den Begriff Antisemitismus heftet sich im deutschen Kontext reflexhaft die Assoziation Auschwitz. Die Beschäftigung mit Antisemitismus ruft die Bilder von brennenden Synagogen, Gaskammern, Todesmärschen und Leichenbergen und die Schuldfrage auf. Schuld – rhetorisch verwandelt in die „bleibende Verantwortung“, ein zweites Auschwitz zu verhindern – lässt sich pauschal leichter anerkennen als Denk- und Wahrnehmungsmuster, die auch weiterhin antisemitisch durchwirkt sind, immer wieder durchzuarbeiten. Ohnehin erscheinen im Vergleich zur systematischen Verfolgung von Jüdinnen und Juden und dem millionenfachen Mord aktuelle Formen des Antisemitismus als harmlos. Und gleichzeitig bietet der monströse Antisemitismus des Nationalsozialismus einen enormen zeitlichen und moralischen Abstand: Mit diesem Antisemitismus habe ich heute nichts zu tun.

Die Anerkennung der politischen und historischen Verantwortung für die Judenvernichtung kann also paradoxerweise kognitiv wie emotional die Beschäftigung mit Antisemitismus in seinen gegenwärtigen Erscheinungsformen blockieren, vor allem aber kann sie verhindern, die eigene Verstricktheit in antisemitisches Denken wahrzunehmen. Sichtbar wird Antisemitismus heute vor allem als „Antisemitismus der Anderen“ (der Islamisten, der Neonazis, der Gewalttäter). Die „bürgerliche Mitte“, und vielleicht mehr noch die „christliche bürgerliche Mitte“, hat die „dunklen Jahre“ hinter sich gelassen und mit solchem „Extremismus“ der Gegenwart per definitionem nichts zu tun. Glaubt sie. Antisemitismus erscheint nicht als eigenes Problem. Als Antisemitismus gilt konkretes Handeln gegen Jüdinnen und Juden, die Schändung jüdischer Friedhöfe, die Zerstörung von Denkmalen und Stolpersteinen. Da die allermeisten Menschen in Deutschland keine jüdischen Bekannten haben, und schon gar nicht Gewalt gegen Juden verüben, glauben sie, keine Erfahrung mit Antisemitismus zu haben.

Überdies haben viele Menschen einen ehrlichen Ekel vor Gewalt und Hass, die in antisemitischen Terrorakten oder auch Hassmails gefeiert werden. Insofern trägt, erneut

paradox, die Fokussierung auf den gewalttätigen Antisemitismus, der die Berichterstattung und Mahnung vor einem erstarkenden Antisemitismus dominiert, zur Blockade einer selbstkritischen Auseinandersetzung mit Antisemitismus unfreiwillig bei. Wenn Antisemitismus als Problem der Anderen betrachtet wird oder als geschichtliches Phänomen, das in der Gegenwart nur noch in bestimmten Gruppen irrlichert, mag das auch an den Begriffen liegen: „Antisemitismus“ wie „Judenfeindschaft“ sind grundlegend unzureichende, irreführende Bezeichnungen. Denn sie heben nur auf die Abgrenzung, das Außen, die Konstruktion eines Feindes, eben „des Juden“, ab. Sie betrachten eine Medaille, als hätte sie nur eine Seite. Aus dieser Perspektive erscheint ein selbstreflexiver Ansatz völlig unplausibel.

Warum Selbstreflexion

In der Anfangsphase unseres Arbeitszusammenhanges war es zentral, einen umfassenderen Blick auf Antisemitismus zu plausibilisieren: Der Sinn des Außen, des Jüdischen, des Exkludierten ist die Formierung und Vergewisserung eines Innen, einer Identität, eines Wir. Antisemitismus ist nicht reduzierbar auf jüdenfeindliche Bilder, Sprache und Taten. Vielmehr erhalten die abwertenden Konstruktionen eines „jüdischen“ Gegenübers, Gegners, Feindes nur ihren Sinn durch die komplementäre Konstruktion eines Eigenen, eines Wir und Ich, das sich durch die Unterscheidung vom „Juden“ selbst charakterisiert.

Dies gilt auch für das Christentum. Durch die Abgrenzung vom Judentum, das heißt durch den Glauben an einen spezifisch christlichen Messias, entsteht das Christentum als distinkte Religion und Kirche. Die Konstruktion des „jüdischen Anderen“ erwächst aus der Konstruktion des christlichen Selbstbildes. Man müsste deshalb immer von einer (zum Beispiel) christlichen Judenfeindschaft oder einem nationalen Antisemitismus sprechen. Dann würde in der Bezeichnung angesprochen, was der Wesenskern jedweden Antisemitismus ist: die Herausarbeitung eines eigenen Wir, sei es als Christenheit, sei es als Volk, zu dem „die Juden“ nicht gehören, wie es christliches Dogma und nationaler Glaube weithin die letzten beiden Jahrtausende war. Erst diese grundlegende Dichotomie „Wir versus die Juden“ legitimiert Ausgrenzung und Gewalt. Weitere Motive wie zum Beispiel Bereicherung oder sadistische Lust können an diese Legitimation anschließen, werden durch sie gesteuert und sozial akzeptabel gemacht. Der Boden, auf dem dies möglich wird, ist die Kultur der Selbstverständigung, sei es als christliches, nationales, islamistisches oder völkisch-rassistisches Wir.

In dieser Perspektive auf Antisemitismus ist ein selbstreflexiver Ansatz schlechterdings konstitutiv: dem nachgehen, was uns als Eigenes, als Wir, als Identität vorkommt. Selbstreflexion ist deshalb nicht nur auf eine subjektive oder allein psychische oder emotionale Dimension begrenzt, so wichtig diese auch sind. Sie umfasst vielmehr alle Wissensbestände, in denen sich das Eigene formiert hat. Das heißt

nicht weniger als: alle Wissensbestände, in denen sich das christliche Wir respektive das deutsche Wir unter Ausschließung der Juden bildete.

Ist dies nicht doch ein wenig übertrieben? Es wäre hoffnungslos übertrieben zu behaupten, unser Arbeitszusammenhang könnte diesen Anspruch einlösen. Aber es ist mitnichten übertrieben, dass diese Überlegung die fundamentale Orientierung für jedwede wissenschaftliche wie pädagogische, für jede aufklärende Beschäftigung mit Antisemitismus sein muss.



Bei sich selbst beginnen

Wie lässt sich in der Praxis ein so weitreichender Prozess der Selbstreflexion anregen?
Was sind unsere ersten Erfahrungen?

Mit unserer Überzeugung, dass Bildungs- und Diskurs-Arbeit gegen Antisemitismus nur dann verlässlich ist, wenn sie von Personen getragen ist, die sich der kollektiven Selbstbilder, vor allem der politischen und religiösen, bewusst sind und ihre Verstrickungen wahr- und annehmen können, zielen wir vor allem auf die Ebene der Multiplikator*innen. Wir schließen damit an andere Ansätze einer antisemitismussensiblen und antisemitismuskritischen Bildung an. Diese sehen die Bildungsverantwortlichen in einem gemeinsamen Lernprozess mit ihren Adressaten, seien es Jugendliche, Erwachsene, Fachleute oder ganz allgemein Interessierte. Es kann, so Astrid Messerschmidt, „nicht davon ausgegangen werden, dass sich Pädagoginnen und Pädagogen jenseits antisemitischer Auffassungen und Bilder befinden, also auf der Seite derer, die mit einem kritischen Bewusstsein für die Problematik ausgestattet sind“.⁷ Diejenigen, die Bildungsangebote planen und umsetzen, sollen in der Lage sein, antisemitische Denkmuster und Welt-erklärungen zu erkennen, situativ angemessen und deutlich zu intervenieren und stillschweigende Zustimmung durch Unkenntnis oder Unsicherheit zu vermeiden. Dafür müssen sie sich die eigenen möglichen Resonanzräume für antisemitische Bilder und Ressentiments immer wieder bewusst machen und diese hinterfragen. Diese Reflexionsaufgabe lässt sich nicht delegieren und ist auch nicht irgendwann abschließend erledigt.

Anders als andere Bildungsansätze zum Thema Antisemitismus legen wir einen stärkeren Akzent auf die protestantischen Selbstbilder – die wir nicht nur für den evangelischen Bildungsbereich für grundsätzlich prägend, hier aber für dringend reflexionsbedürftig halten. Die Anlage des Projekts sah dafür grob zwei Phasen vor: In der ersten Phase sollten Studienleiter*innen und Bildungsreferent*innen aus den Evangelischen Akademien dafür gewonnen werden, sich auf einen gemeinsamen Lernprozess einzulassen und aus diesem heraus in einer zweiten Phase selbst Diskurstagungen und andere Bildungsveranstaltungen für verschiedene Zielgruppen zu entwickeln und umzusetzen.

⁷ Astrid Messerschmidt, Bildungsarbeit in der Auseinandersetzung mit gegenwärtigem Antisemitismus, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 64. Jg., 28-30 (7. Juli 2014), S. 38-44, hier S. 44.

Das Projekt startete mit internen Qualifizierungsangeboten. Sie widmeten sich der Erarbeitung eines Antisemitismusbegriffs, der Analyse antisemitischer Muster in politischen, literarischen und theologischen Texten der Gegenwart, der inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem kirchenoffiziellen Umgang nach 1945, dem Antizionismus sowie grundlegend der Frage, welche Herausforderungen die Vermittlung des Themas Antisemitismus in Bildungszusammenhängen mit sich bringt. Sie boten darüber hinaus Raum für die gemeinsame Entwicklung erster Ideen für eigene Veranstaltungen und kollegiale Beratung, einem Instrument, das zu selbstkritischer Betrachtung in einem geschützten Rahmen anregt. Qualifizierung meint insofern über die Erarbeitung einer inhaltlichen Expertise hinaus Verunsicherung und professionelle Stärkung zugleich.

Für Verunsicherung sorgte durchaus auch die Konzeption und Durchführung eigener Veranstaltungen. Anders als Bildungsträger, die sich zum Teil über Jahre schwerpunktmäßig mit Antisemitismus beschäftigen, waren die am Projekt beteiligten Kolleg*innen nur zu einem Teil mit dem Thema vertraut. Es war deswegen gleichermaßen produktiv wie entlastend, die Projektveranstaltungen selbst als mitlaufende Qualifizierung zu betrachten. Die Veranstaltungen waren Teil des gemeinsam begonnenen Lernprozesses. Konzepte konnten im Vorfeld gemeinsam mit der Fachgruppe des Projekts oder der Projektleitung besprochen werden. Erfahrungen aus der Konzeption und Umsetzung, den auftretenden Fragen und Kontroversen, den Diskussionen und Rückmeldungen wurden in der Fachgruppe des Projekts ausgewertet. Das Projekt stellte für die Beteiligten Räume und Vernetzungsmöglichkeiten bereit, Ergebnisse zu diskutieren, sich gegenseitig zu beobachten und Rückmeldungen zu geben. Hierzu fanden interne Treffen aller Projektbeteiligten statt, die vor allem dem kritischen wie respektvollen Blick auf die eigenen Überlegungen, Konzeptionen und Umsetzungen gewidmet waren und sind. Die Identifizierung von Desideraten hinsichtlich unseres Projektanspruchs und -ziels sowie der Versuch, diese in den noch zu planenden Veranstaltungen zu bearbeiten, führten tatsächlich zunehmend zu Tagungen, in denen Selbstreflexion von zentraler Bedeutung war.

Da wir die erste Phase der internen Qualifizierung als überaus gewinnbringend erlebt haben, haben wir diese Phase nicht beendet, sondern als Lernraum verstetigt. Gegenwärtig arbeiten wir also sowohl intern als auch mit Bildungsangeboten für diverse externe Zielgruppen.

Mit anderen weiter machen

Es ist mit dem Projekt gelungen, Antisemitismusforschung und Theologie in einen Austausch zu bringen und damit die jeweilige Fachrichtung in eine kritische Auseinandersetzung mit der je eigenen Wissensproduktion. Dies wurde durch dezidiert interdisziplinäre Konzepte und Fragestellungen erreicht wie etwa bei der bundesweiten Fachtagung „Antisemitismus als politische Theologie“, die projektseitig das Reformationsjubiläumsjahr 2017 eröffnete.⁸ Mit anderen Veranstaltungen gelang es, Studierende der Theologie und Religionspädagogik anzusprechen und sie einerseits in die zentralen Fragen des jüdisch-christlichen Dialogs – Wie geht Christsein ohne Abwertung des Jüdischen? – einzubinden und sie andererseits für alltäglichen wie latenten Antisemitismus in ihrer Lebenswelt zu sensibilisieren. Deutlich wurde im Laufe des Projekts, dass die Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Antisemitismus und Protestantismus zukünftig noch verstärkt dort stattfinden muss, wo Kirche „aufs Volk“ trifft: bei Gemeindepfarrer*innen, Diakon*innen, Religionslehrer*innen, kirchlichen Ehrenämtern und bei jenen, die sich auf den Pfarrberuf vorbereiten.

Kirchliche und kirchennahe Multiplikator*innen in Erwachsenenbildung, Schule und Jugendbildung sind wichtige Akteure in der Auseinandersetzung mit Antisemitismus. Für sie ist die Auseinandersetzung mit kirchlichen Traditionen von besonderem Wert. Doch die Bearbeitung der über Jahrhunderte formierten Selbstbilder erweitert ebenso den Horizont jener Multiplikator*innen, die Verantwortung für eine antisemitismuskritische Bildungsarbeit auch mit kirchenfernen Erwachsenen und Jugendlichen übernehmen. Selbstreflexion wurde im Projekt auch dadurch angeregt, dass den mehrheitlich nicht-jüdischen Teilnehmer*innen der Veranstaltungen jüdische Perspektiven eröffnet und Erfahrungen von Jüdinnen und Juden mit Antisemitismus gespiegelt wurden. Dies zielt weder auf begegnungspädagogische Ansätze im engeren Sinn, noch steht dahinter die Auffassung, dass die Begegnung von jüdischen und nicht-jüdischen Teilnehmer*innen Antisemitismus abbauen oder gar verhindern könnte. Allerdings können die Perspektive von Jüdinnen und Juden auf ihr Leben in einer mehrheitlich nicht-jüdischen

⁸ epd-Dokumentation Nr. 17/17, Antisemitismus als politische Theologie; abrufbar unter <http://www.eaberlin.de/nachlese/dokumentationen/2017-17-epd-antisemitismus-als-politische-theologie/2017-17-epd-antisemitismus-als-politische-theologie.pdf>

Gesellschaft und ihre Erfahrungen von Antisemitismus dazu beitragen, Antisemitismus als relevantes Problem der Mehrheitsgesellschaft zu verstehen und damit zu einer Sensibilisierung führen. So wie die Debatte über Alltagsrassismus, die über den Hashtag #MeTwo geführt wurde, eindrücklich eine dauerhafte alltägliche Diskriminierung, Besonderung, Anfeindung und Attacke aufgewiesen hat, so spiegelten die alltäglichen Erfahrungen von Juden und Jüdinnen den Projektteilnehmer*innen den in der Mehrheitsgesellschaft vorhandenen Antisemitismus. Das kann durchaus dazu beitragen, nicht-bewusste antisemitische Ressentiments plötzlich auch bei sich selbst und in der unmittelbaren Umgebung wahrzunehmen.

Ähnlich erkenntnisreich ist der Einsatz von Quellen, Materialien und Lernanlässe, mit denen die Analyse antisemitischer Figuren und Argumentationen eingeübt werden kann. Neben theoretischen Impulsen war und ist deswegen in den Tagungen und Workshops die Arbeit an einschlägigen Quellen von besonderer Bedeutung. Hierzu zählen Verschwörungstheorien und Antisemitismus in den neuen Medien. Neue Medien sind längst einer der zentralen Kommunikationsräume nicht nur Jugendlicher. Hier tummelt sich alles und man kann – weitgehend unkontrolliert – auch mit allem in Berührung kommen. In den neuen Medien zeigt sich eine Aktualität von Antisemitismus, die man vor der „digitalen Revolution“ zumindest in Deutschland nach der Shoah für nicht mehr möglich halten wollte. Es geht in den Veranstaltungen um die Attraktivität dieser Art von Kommunikationsräumen, in denen Weltansichten eher bestätigt als argumentativ überprüft und kritisch diskutiert werden. Es geht auch hier, etwa am Beispiel von Hate Speech, um den Mechanismus der Konstruktion von Fremdbildern zur Stabilisierung von Selbstbildern, oder um jugendkulturelle Räume, die sich über Einschluss und Ausschluss definieren und bestimmte Weltanschauungen transportieren. Ausgesprochen produktiv erweist sich die Auseinandersetzung mit den Funktionen und Gefahren von Verschwörungstheorien sowie ihre grundsätzlich antisemitische oder an Antisemitismus anschlussfähige Struktur.

Kritisch zu beobachten bleibt, wie bei Tagungen und in den Seminargruppen über Antisemitismus gesprochen wird: Werden die Beteiligten dazu angeregt, ihre eigenen Vorbehalte und Ressentiments, ihr vermeintliches Nicht-Wissen und ihr tatsächlich kulturell verfügbares Wissen wahr- und ernst zu nehmen, oder wird Antisemitismus, etwa über eine kritische Medienbetrachtung, nur bei anderen erkannt und empört zurückgewiesen? Selbstreflexion im Bildungskontext heißt deswegen auch, Antisemitismus über

die verwendeten Quellen und Materialien nicht zu externalisieren. Zwar lassen sich hier antisemitische Denkstrukturen leicht nachvollziehen und meist entsteht in der Lerngruppe ein Gefühl der Vergemeinschaftung durch geteiltes Kopfschütteln, Empören oder Lachen. Solch gemeinsame Bezugnahme ist aber ihrerseits in den Mittelpunkt einer kritischen Betrachtung zu stellen, um nicht bei der Identifizierung eines jenseitigen Antisemitismus stehenzubleiben, da diese Abgrenzung immer zu einem Gefühl des Sicherheitsabstands beiträgt, zur Erleichterung, nicht selbst antisemitisch zu sein.



Gesellschaftspolitische Jugendbildung

Die Frage „Was hat Antisemitismus mit mir zu tun?“ ist auch im Bereich der Jugendbildung, der innerhalb der Evangelischen Akademien von der Evangelischen Trägergruppe für gesellschaftspolitische Jugendbildung verantwortet wird, das Schlüsselproblem. In der schulischen Bildung kommt Antisemitismus vor allem über die Thematisierung von Nationalsozialismus und Holocaust vor und ist deshalb ein grundlegend moralisch und emotional aufgeladener Gegenstand. Solch ein Schulunterricht kann die oben beschriebenen paradoxen Effekte der Reduzierung des Antisemitismus auf seine nationalsozialistische Variante bzw. auf seine gewaltsamen Erscheinungsformen und der entlastenden Konzentration auf den Antisemitismus der Anderen zeitigen. Hinzu kommt, dass die Nachkriegsgeschichte sowohl der Jüdinnen und Juden als auch des Antisemitismus, die Geschichte der Gründung Israels und des Nahostkonflikts fast gar nicht thematisiert werden. Auch die Perspektive der Betroffenen als Bevölkerungsgruppe im heutigen Deutschland wird kaum sichtbar. Antisemitismus wiederum wird im Unterricht selbst in naheliegenden Zusammenhängen – bei der Thematisierung von Menschen- und Teilhaberechten sowie von Diskriminierung und Rassismus – selten zum Thema gemacht.

In den unterschiedlichen Jugendgruppen und Schulklassen, die die Angebote der Jugendbildung der Evangelischen Akademien nutzen, finden sich typischerweise Jugendliche, die von ganz unterschiedlichen Familiengeschichten geprägt sind und die zum Teil rassistische Diskriminierung erfahren haben. Für Schulen und Bildungsträger, die sich einer antirassistischen Arbeit resp. der Verständigung in einer Gesellschaft der Vielfalt zuwenden, spielt der persönliche Austausch über erfahrene Diskriminierung, Perspektivenwechsel und Empowerment eine besondere Rolle.

Die pädagogische Auseinandersetzung mit Antisemitismus ist in solchen Konzepten schwierig. Da es in den meisten Schulen (wenige große Städte ausgenommen) nur wenige bis gar keine jüdischen Schüler*innen gibt oder diese sich aus Angst vor Mobbing nicht zu erkennen geben, ist zu erwarten, dass das Thema Rassismus von den davon betroffenen Jugendlichen dominant eingebracht wird und die Frage im Raum steht, warum man sich nun mit Antisemitismus befassen sollte und ob es dabei nicht bloß um ein abstraktes Problem oder um moralische Anklage gehe. Beides ist für Jugendliche

wenig attraktiv. Bildungsverantwortliche müssen sich darüber bewusst sein, warum sie Antisemitismus zum Thema machen wollen, und es erscheint uns sinnvoll, Antisemitismus und Rassismus in der Bildungsarbeit in ihrer Beziehung zueinander und im Verhältnis zum Selbstbild der Mehrheitsgesellschaft zur Sprache zu bringen. Das heißt aber gerade nicht, dass die Unterschiede zwischen Antisemitismus und Rassismus verwischt werden sollen, sondern dass man Antisemitismus und Rassismus nicht gegeneinander ausspielt. Die Frage nach dem Zusammenhang von Mehrheitsgesellschaft und Minderheiten sowie nach den Unterschieden von Antisemitismus und Rassismus in Bezug auf die Mehrheitsgesellschaft sind für die kritische Selbstreflexion und die Frage der Selbstverortung von hoher Bedeutung.

Für die Pädagogik ist es wichtig, sich mit dem Verhältnis von antisemitismus- und rassismuskritischer Bildung weiter auseinanderzusetzen. Hier stellen wir noch große Desiderate fest. Wir halten es deshalb für eine unserer Aufgaben, die Netzwerke der antirassistischen Arbeit mit denen der antisemitismuskritischen Arbeit zu verbinden. Antisemitismus kann im Jugendbildungsbereich diskutiert werden, wenn Themen und soziale Räume angesprochen werden, die Jugendliche interessieren. Hierzu gehören die bereits angesprochenen Veranstaltungen zu sozialen Medien und Verschwörungstheorien. Diese sind mittlerweile so verbreitet, dass sie zum Alltagswissen Jugendlicher gehören. Das bietet einen guten Ausgangspunkt, um sich sowohl mit dem „Wahrheitsgehalt“ von Verschwörungstheorien als auch mit der Funktion sozialer Medien in der Formierung von Ressentiments auseinanderzusetzen.

Vor allem in den Jugendbildungsangeboten unseres Projekts hat sich ein Setting bewährt, das eine vertiefte Reflexion des Bildungsgeschehens, aber auch der je eigenen Position ermöglichte: Einige Tagungen wurden in Doppelteams geleitet. Dies entlastete nicht nur vom situativen Handlungsdruck, den jede pädagogische Maßnahme zwangsläufig produziert. Im pädagogischen Prozess, der fließenden Interaktion in einer Gruppe von Menschen ist, bleibt oft nicht die Zeit, kontroverse oder irritierende Äußerungen von Teilnehmer*innen adäquat zu verstehen und spontan angemessen auf diese zu reagieren. Zu zweit gelingt dies eher. Darüber hinaus schafft ein Doppelteam die Voraussetzung für einen verstetigten internen Reflexionsprozess durch wechselseitige Rückmeldung und gemeinsame Auswertung und Bewertung des Geschehens und befördert so eine Weiterentwicklung der Konzepte auf der Grundlage der gemachten Erfahrungen.

Deutscher Nahostkonflikt

Eine ganz besondere Herausforderung stellt sich den Evangelischen Akademien hinsichtlich des Nahost-Konfliktes in der deutschen Diskussion. Hierzu wurden in den letzten Jahrzehnten immer wieder Diskurstagungen angeboten, die konkurrierende Perspektiven auf die Konflikte im Nahen Osten miteinander ins Gespräch bringen sollten. Dieser Ansatz entspringt dem basalen Selbstverständnis der Evangelischen Akademien, gesellschaftliche Probleme durch Einbeziehung aller Interessierten öffentlich zu erörtern.⁹ Die Arbeit der Evangelischen Akademien zielt darauf, eine zivilisierte Diskurskultur zu etablieren, in der widerstreitende Interessen und Überzeugungen gesprächsfähig werden. Dieser Ansatz stößt bei Fragestellungen, die Israel und Palästina betreffen, immer wieder an seine Grenze.

Wie jeder Konflikt lässt sich auch der israelisch-palästinensische Konflikt auf eine Dichotomie zuzuspitzen. Bei diesem Konflikt – realiter nur ein Ausschnitt aus den zahlreichen Konflikten im Nahen Osten und in sich deutlich komplexer, als dass es nur zwei Seiten gäbe – stellt sich aber die Frage, was zu den ausgesprochen verhärteten Positionierungen für und Identifizierungen mit entweder der einen oder der anderen Seite führt: propalästinensisch oder proisraelisch, wobei propalästinensisch automatisch als contraisraelisch verstanden wird und umgekehrt. Letztlich stellt sich also die Frage, um welchen Konflikt es eigentlich geht, wenn in Deutschland um den Nahost-Konflikt gekämpft wird.

Es geht um einen Streit über Antisemitismus, der in der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Geschichte Deutschland eine bleibende Herausforderung für das Selbstverständnis darstellt. „Israelkritische“ Positionen stehen nolens volens im Horizont jahrhundertelanger, tief verwurzelter Judenfeindschaft. Nach Auschwitz müsste sich jede gegen Juden und Jüdinnen und gegen Israel gerichtete Position ausdrücklich versichern, keine Judenfeindschaft zu bedienen oder gar Judenfeindschaft zu sein. Israel ist nicht irgendein Staat, sondern der Staat, der in Konsequenz aus dem millionenfachen Mord an Jüdinnen und Juden durch das nationalsozialistische Deutschland gegründet wurde. Diese Reflexion propalästinensischer Akteure auf judenfeindliche Implikationen ihrer „Israel-Kritik“ einerseits und auf Antisemitismus bei palästinensischen Akteuren

⁹ <https://www.evangelische-akademien.de/publikation/diskurskultur-ein-positionspapier-der-evangelischen-akademien-in-deutschland-2/>



andererseits aber wird regelmäßig verweigert. Aus antisemitismuskritischer Perspektive erwecken deshalb propalästinensische Positionen einen Generalverdacht. Diese Diskurslage hat sich längst verhärtet: Die Positionen prallen aufeinander, die Vorwürfe sind fundamental.

Beides, Antisemitismus und die Staatsgründung Israels, berühren das postnational-sozialistische, deutsche Selbstverständnis. Es ist deshalb damit zu rechnen, dass die damit aufgeworfenen Fragen und Verunsicherungen „unseren“ Blick auf Antisemitismus wie auf Israel und den Nahostkonflikt (mit)bestimmen. Hieraus speist sich das besondere Interesse an diesem Nahostkonflikt: Anhand Israels reden wir über „uns“ und „unsere“ Lehre aus Auschwitz. Das erste Problem des Nahostdiskurses ist deshalb weder die Frage israelischer Menschen- und Völkerrechtsverletzungen noch die Frage des arabischen resp. islamistischen Antisemitismus“ sondern „unser deutscher“ Blick auf den jüdischen Staat. Und dieser wird bestimmt von der Frage, wie wir uns nach der millionenfachen Ermordung der Jüdinnen und Juden als heutige Deutsche definieren. Der verhärtete Streit um Israel in Deutschland erwächst aus der fundamentalen Bedeutung, die Israel für das deutsche Selbstverständnis hat. Diese Selbstreflexion aber wird im deutschen Konflikt über den Nahostkonflikt weithin verweigert, er präsentiert sich stattdessen als Nahost-Diskurs.

Diskurskultur

Evangelische Akademien haben in den letzten Jahrzehnten immer wieder Tagungen in diesem Diskursfeld vorbereitet und durchgeführt. Manche scheiterten – zumindest gemessen an dem hohen Anspruch einer ausgewogenen Diskurskultur. Der Konflikt über den israelisch-palästinensischen Konflikt ist nicht von Debatten geprägt, sondern von verfestigten Positionen und heftigen Grabenkämpfen. Wenn aber auch hier an dem Anspruch einer Diskurskultur festgehalten werden will, dann stellt sich die Frage, wie solche Veranstaltungen konzipiert sein müssten. Welche Fragen können verhandelt werden? Was soll das Ziel einer solchen Veranstaltung sein? Wer sind geeignete Gesprächspartner*innen?

Die Einrichtung eines auf Selbstreflexion abhebenden Arbeitsschwerpunkts „Antisemitismus und Protestantismus“ ist auch eine Reaktion auf den unbefriedigenden Umstand, dass Tagungen zum Thema Israel kaum noch Erkenntnisse befördern, sondern meist nur noch bestehende Positionen bestärken – und zahlreiche Formen der Kritik am israelischen Staat zumindest anschlussfähig sind an antisemitische Ressentiments. Da es strittig bleiben wird, wo genau die Grenze zwischen offenem, latentem und vermeintlichem Antisemitismus, zwischen judenfeindlicher oder bloß unzureichender „Israel-Kritik“ liegt, sind Sensibilität und Aufmerksamkeit gefordert. Die komplizierte Gemengelage von Kritik an der israelischen Politik und Antisemitismus muss immer wieder sorgfältig differenzierend durchgearbeitet werden. Fest steht jedoch, dass die Evangelischen Akademien Antisemitismus keinen Raum geben und keine Personen einladen, die für antisemitische Positionen einstehen. Diffuser und subtiler Antisemitismus ist aufzudecken. Wo Unschärfen gezielt eingesetzt werden, ist dem konsequent entgegenzutreten. Personen und Organisationen, von denen die Reflexion der Gemengelage von einseitiger „Israel-Kritik“ und Antisemitismus nicht zu erwarten ist, sind als Referent*innen und Podiumsdiskutant*innen nicht geeignet. Angesichts der prinzipiellen Bedeutung des Antisemitismus und der Erfahrungen in diesem Diskursfeld verbietet sich hier jede Naivität. Diesem Anspruch sind wir in den Evangelischen Akademien nicht immer gerecht geworden.

Wir wollen uns aber, zumindest was den Raum der evangelischen Kirche angeht, nicht damit abfinden, die beiden Lager „Kampf gegen Antisemitismus“ und „an den Menschenrechten orientierte propalästinensische Positionen“ verhärtet stehen zu lassen.

Diese Verhärtung hat seit Jahrzehnten inakzeptable Folgen, befördert jene Grauzonen und leitet Wasser auf die Mühlen fundamentalistischer Haltungen. Wir wollen mit anderen Worten an unserem Anspruch einer Diskurskultur festhalten. Das hat aber angesichts der beschriebenen Problemlagen nur unter spezifischen Voraussetzungen eine gewisse Chance auf Gelingen.

Eine Möglichkeit, wirklich ins Gespräch zu kommen, ist, kleinere und geschlossene Veranstaltungen zu planen, die auf einen öffentlichen Resonanzraum verzichten. Dies wurde im Rahmen des Projekts mit gesprächsbereiten Personen aus den Arbeitsfeldern christlich-jüdischer Dialog und Nahost/Ökumene erprobt. Ziel solcher Diskurse ist es, Leitfragen und Leitlinien einer Debatte im Themenfeld zu entwickeln, indem Argumente auf ihre Sinnhaftigkeit geprüft und Interessen, die hinter bestimmten Positionen liegen, im wechselseitigen Vertrauen ausgetauscht werden.

Antisemitismussensibel zu agieren bedeutet auch, bei der Konzeption einer Tagung im Themenfeld Nahost und Israel jüdische Perspektiven einzubeziehen. Da Juden und Jüdinnen ungebrochen mit Antisemitismus konfrontiert sind, nicht selten mit den politischen Entscheidungen des Staates Israels identifiziert werden und von ihnen diesbezüglich Distanzierung und Kritik erwartet werden, werden Diskurstagungen, die sich mit dem israelisch-palästinensischen Konflikt befassen, von jüdischer Seite mit begründeter Skepsis betrachtet. Die Sorge, dass hier Diskussionen aus dem Ruder laufen könnten, ist aufgrund des antisemitischen Resonanzraums, den Kritik an israelischer Politik hat, berechtigt. Im Zweifelsfall ist es uns wichtiger, das Vertrauen unserer jüdischen Gesprächspartner nicht zu verlieren, als auf ihre Kosten allen strittigen Positionen Raum zu geben.

Die Evangelischen Akademien bearbeiten vorrangig Positionen, Argumente und Interessen im deutschen und im kirchlichen Kontext. Wenn außen- und friedenspolitische Fragen der vielfältigen Nahostkonflikte thematisiert werden, muss darauf geachtet werden, dass die Debatte nicht in unangemessener Weise auf den Israel-Palästina-Konflikt eingengt wird. Auch muss im Vorfeld genau überlegt werden, ob und warum Betroffene oder Akteur*innen aus den Konfliktregionen als Referent*innen eingeladen werden sollen. Sie haben berechtigterweise bestimmte Perspektiven auf die realen Konflikte und ebenso berechnete Interessen, moralische und andere Unterstützung aus Solidaritätsgruppen zu erhalten. Die Interessen einer solchen identifizierenden Solidarisierung sind aber vor dem Hintergrund der deutschen Debatten über den Nahostkonflikt und

den naheliegenden Entlastungsnarrativen zu reflektieren. Zu vermeiden ist in jedem Fall, dass Personen mit antisemitischen Haltungen im Diskursraum der Evangelischen Akademien ein Forum erhalten.

Ebenso ist bei der Zusammenarbeit mit möglichen Kooperationspartnern zu bedenken, dass auch sie eigene Interessen an den Veranstaltungen haben. Deshalb muss in solchen Fällen im Vorfeld geklärt werden, wie die von den Evangelischen Akademien angestrebte vorurteilsarme und multiperspektivische Diskurskultur gewährleistet werden kann.

Im Sinne einer Selbstreflexion sollten im Rahmen der Evangelischen Akademien die unterschiedlichen Positionen im Raum der Kirche im Zentrum stehen, vor allem auch deren biblisch-theologische Argumentationslinien und Urteilskriterien. Diese präformieren politische Überzeugungen und zeitgeschichtlich relevante Parteinahmen, weshalb die theologischen mit den politischen Argumentationen abgeglichen werden müssen. Als heutige Protestant*innen folgen wir auf Jahrhunderte der Formierung eines religiösen wie säkularen „deutschen Wir“. Religiöses und Säkulares sind – gerade wenn es um Feindschaft gegen Jüdinnen und Juden geht – in den Fundamenten unseres Selbstverständnisses verwoben. Deshalb ist die Beschäftigung mit Antisemitismus Reflexion auf uns in unserem religiösen wie gesellschaftlichen Gewordensein.

Theologische wie politische Argumentationen müssen daraufhin befragt werden, ob sie Judenfeindschaft befördern. Auch wenn dies nicht in deren Intention liegen mag, sehen wir hierin eine Grenze legitimer Diskursbeiträge. Nach den Jahrhunderten christlich legitimer Judenfeindschaft und der besonderen Verantwortung des deutschen Protestantismus für die Shoah verbietet sich für uns ein naiver Umgang mit den Grauzonen einseitiger, vereinfachender, falscher „Israel-Kritik“. Diese trägt zu einem Klima der Israelfeindschaft bei und ist anschlussfähig für offenen Antisemitismus. Wir aber benötigen eine Diskurskultur, die diese Grauzonen und Übergänge zwischen einseitiger „Israel-Kritik“, latenter Judenfeindschaft und offenem Antisemitismus durchleuchtet und zu rationalen, vorurteilsfreien Sichtweisen befähigt. Deshalb sollen Evangelische Akademien nicht nur allem Antisemitismus die Tür weisen, sondern von allem Abstand nehmen, was diese Grauzonen weiter in Nebel hüllt.

Lernprozesse

Antisemitismus ist die Konstruktion des jüdischen Anderen als Negativfolie zum eigenen idealisierten Selbstbild. Wir haben in diesem Projekt gelernt, dass ein solches Verständnis und ein reflektierter Begriff von Antisemitismus nicht vorausgesetzt werden kann, sondern erarbeitet werden muss.

Auch der Zusammenhang von christlichem und säkularem Antisemitismus ist in säkularen wie kirchlichen Kontexten selten bewusst und wenig auf den Begriff gebracht. Unser Bemühen darum, diesen Zusammenhang begrifflich so zu fassen, dass er gesellschaftlich relevant werden kann, ist noch lange nicht auf einen befriedigenden Stand gebracht. Nicht zuletzt fehlt es wohl auch deshalb an analytischen, theologisch reflektierten und pädagogisch erprobten Materialien, die sich dezidiert mit christlicher Judenfeindschaft oder dem Verhältnis zwischen dieser und dem säkularen Antisemitismus auseinandersetzen. Zwar ist Antisemitismus in den Grundordnungen der evangelischen Landeskirchen als eigene zu verantwortende Geschichte benannt, wird aber selten auch als gegenwärtiges und gesamtgesellschaftlich zu verantwortendes Problem verstanden.

Wie sieht das Selbstbild von Kirchen und Christenmenschen aus? Wie sehr werden noch heute Negativbezüge als „das Andere“ konstruiert, um das idealisierte Selbstbild behaupten zu können? Diese am christlichen wie säkularen Antisemitismus zu lernende Frage gilt es in unseren Diskursen und unseren gesellschaftspolitischen und Bildungsangeboten offenzulegen und zu bearbeiten.

Die Mitgliederversammlung der Evangelischen Akademien in Deutschland hat diesen Text im April 2019 in Hofgeismar beraten. Sie dankt der Fachgruppe für die bisherige Arbeit und empfiehlt die Veröffentlichung des Textes.

Die Broschüre „Antisemitismus und Protestantismus. Impulse zur Selbstreflexion“ ist entstanden im Projekt „Anti-Antisemitismus. Entwicklung und Erprobung von präventiven Konzepten im Kontext des Protestantismus“. Das Projekt wird seit 2015 bis Ende 2019 von den Evangelischen Akademien in Deutschland und der Evangelischen Trägergruppe für gesellschaftspolitische Jugendbildung gemeinsam durchgeführt. Es wird als Bundesmodellprojekt im Rahmen des Bundesprogramms „Demokratie leben!“ vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) und von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) gefördert. Die Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung des BMFSFJ oder des BAFzA dar. Für inhaltliche Aussagen tragen die Autor*innen die Verantwortung.

Impressum

Fachgruppe des Projekts:

Susanne Benzler, Evangelische Akademie Loccum
Ulrike Haerendel, Evangelische Akademie Tutzing
Klaus-Dieter Kaiser, Evangelische Akademie der Nordkirche
Christoph Picker, Evangelische Akademie der Pfalz
Christian Staffa, Evangelische Akademie zu Berlin

Redaktion:

Verena Haug, Evangelische Akademien in Deutschland e. V.
Klaus Holz, Evangelische Akademien in Deutschland e. V.

Illustrationen: Alice Socal

Satz und Layout: Claudia Medrow, medrowdesign.com

Druck: Druckerei J. Humburg GmbH Berlin

Weitere Informationen unter:

Evangelische Akademien in Deutschland e. V., Auguststraße 80, 10117 Berlin

Tel.: 030/28395403

Fax: 030/28395470

office@evangelische-akademien.de

www.evangelische-akademien.de

Berlin 2019

Mitgliedseinrichtungen der EAD e. V.

Evangelische Landjugendakademie Altenkirchen

Dieperzbergweg 13
57610 Altenkirchen
Tel. 02681/95 16-0
Fax 02681/95 16-90
info@lja.de
www.lja.de

Evangelische Akademie Bad Boll

Akademieweg 11
73087 Bad Boll
Tel. 07164/79-0
Fax 07164/794 40
info@ev-akademie-boll.de
www.ev-akademie-boll.de

Evangelische Akademie Baden

Blumenstraße 1
76133 Karlsruhe
Tel. 0721/917 53 61
Fax 0721/917 52 53 61
info@ev-akademie-baden.de
www.ev-akademie-baden.de

Evangelische Akademie zu Berlin

Charlottenstraße 53/54
10117 Berlin
Tel. 030/20 35 55 00
Fax 030/20 35 55 50
eazb@eaberlin.de
www.eaberlin.de

Evangelische Akademie Abt Jerusalem

Alter Zeughof 1
38100 Braunschweig
Tel. 0531/120 54-0
Fax 0531/120 54 50
sekretariat.thz@lk-bs.de
www.abt-jerusalem-akademie.de

Evangelische Akademie Frankfurt

Römerberg 9
60311 Frankfurt/M.
Tel. 069/174 15 26-0
Fax 069/174 15 26 25
office@evangelische-akademie.de
www.evangelische-akademie.de

Evangelische Akademie Hofgeismar

Gesundbrunnen 11
34369 Hofgeismar
Tel. 05671/881-0
Fax 05671/88 11 54
ev.akademie.hofgeismar@ekkw.de
www.akademie-hofgeismar.de

Evangelische Akademie Loccum

Münchehäger Straße 6
31547 Rehburg-Loccum
Tel. 05766/81-0
Fax 05766/819 00
eal@evlka.de
www.loccum.de

Evangelische Akademie Meißen

St. Afra Klosterhof, Freiheit 16
01662 Meißen
Tel. 03521/47 06-0
Fax 03521/47 06 99
klosterhof@ev-akademie-meissen.de
www.ev-akademie-meissen.de

Evangelische Akademie der Nordkirche

Königstraße 52
22767 Hamburg
Tel. 040/306 20 14 52
Fax 040/306 20 14 53
hamburg@akademie-nordkirche.de
www.akademie-nordkirche.de

Am Ziegenmarkt 4

18055 Rostock
Tel. 0381/252 24 30
Fax 0381/252 24 59
rostock@akademie-nordkirche.de
www.akademie-nordkirche.de

Akademie der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg

Gottorpstraße 13
26122 Oldenburg
Tel. 0441/770 14 31
Fax 0441/770 14 19
akademie@kirche-oldenburg.de
www.akademie-oldenburg.de

Evangelische Akademie der Pfalz

Luitpoldstraße 10
76829 Landau/Pfalz
Tel. 06341/968 90 30
Fax 06341/968 90 33
info@eapfalz.de
www.eapfalz.de

Evangelische Akademie im Rheinland

Friedrich-Breuer-Straße 86
53225 Bonn-Bad Godesberg
Tel. 0228/47 98 98-50
Fax 0228/47 98 98-59
info@akademie.ekir.de
www.ev-akademie-rheinland.de

Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt

Schlossplatz 1 d
06886 Lutherstadt Wittenberg
Tel. 03491/49 88-0
Fax 03491/40 07 06
info@ev-akademie-wittenberg.de
www.ev-akademie-wittenberg.de

Evangelische Akademie Thüringen

Zinzendorfplatz 3
99192 Neudietendorf
Tel. 036202/984-0
Fax 036202/984 22
info@ev-akademie-thueringen.de
www.ev-akademie-thueringen.de

Evangelische Akademie Tutzing

Schlossstraße 2+4,
82327 Tutzing
Tel. 08158/251-0
Fax 08158/25 11 37
info@ev-akademie-tutzing.de
www.ev-akademie-tutzing.de

Evangelische Akademie Villigst

Iserlohner Straße 25
58239 Schwerte
Tel. 02304/75 53 32
Fax 02304/75 53 18
akademie@kircheundgesellschaft.de
www.kircheundgesellschaft.de

Außerordentliche Mitglieder

Deutscher Evangelischer Kirchentag

Magdeburger Straße 59-61
36037 Fulda
Tel. 0661/96 95 00
Fax 0661/969 50 90
fulda@kirchentag.de
www.kirchentag.de

Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft e. V. (FEST)

Schmeilweg 5
69118 Heidelberg
Tel. 06221/912 20
Fax 06221/16 72 57
info@fest-heidelberg.de
www.fest-heidelberg.de

Gefördert vom



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie **leben!**

EKD Evangelische Kirche
in Deutschland

Evangelische Akademien in Deutschland e. V.

Auguststr. 80, 10117 Berlin

Tel.: 030/28395403

office@evangelische-akademien.de

www.evangelische-akademien.de

Die Evangelischen
Akademien
in Deutschland

